

4. Hinterm Horizont geht's weiter. Temporalitäten im Widerstreit

Angesichts von möglichen Temperaturanstiegen von 2 bis über 4 °C, die katastrophale Entwicklungen und das Überschreiten von Klimakippunkten zur Folge haben können, muss der Umgang mit unvermeidbaren sozial-ökologischen Schäden neugestaltet werden. Wir befinden uns bereits in einer Phase der »Post-Nachhaltigkeit«, in der die negativen Auswirkungen des Klimawandels und des Biodiversitätsverlustes – mit dem Risiko eines gesellschaftlichen Zusammenbruchs – zunehmend spürbar werden, was das Vertrauen in eine positive Zukunft untergräbt. Post-Nachhaltigkeit bedeutet nun dreierlei: Nachhaltigkeit wurde erstens bisher nicht erreicht, Nachhaltigkeit wurde zweitens bisher hauptsächlich auf einer symbolischen Ebene postuliert, und drittens wird aktuell teilweise selbst diese symbolische Seite zurückgenommen. Die Diagnose überschrittener planetarer Grenzen, von Post-Nachhaltigkeit und der Möglichkeit von zivilisatorischen Zusammenbrüchen und sozialem Kollaps stehen in krassem Gegensatz zu der in modernen Gesellschaften vorherrschenden Vorstellung von Fortschritt, die von einem offenen Zukunftshorizont und der freien Verfügbarkeit natürlicher Ressourcen ausgeht (Fladvad/Hasenfratz 2020).¹

1 Den Nachhaltigkeitsdiskurs hat man systemtheoretisch als Bemühung gedeutet, »die moderne Zeitordnung einer offenen Zukunft für die Gesellschaft zu bewahren« (Dickel 2020: 44). Während man dies vor ein paar Jahren so noch formulieren konnte, ist die Zukunftserwartung heute absehbar katastrophisch.

Multiple Zeithorizonte

Moderne Gesellschaften sind konstitutiv mit der Idee des Fortschritts verknüpft. Der Geburtsort dieser Idee liegt in Westeuropa und ist mit drei Revolutionen verbunden: der Aufklärung und der wissenschaftlichen Revolution, der Französischen Revolution und der Industriellen Revolution (Wagner 2018: 18). Diese Idee »stieß die Tür zu einer neuen Zeit auf und öffnete den Horizont einer künftigen Geschichte, im Zuge derer sich der Fortschritt über den gesamten Erdball ausbreiten sollte. So pflegten sich die Westeuropäer die Weltgeschichte vorzustellen« (ebd.). Prägend für den Fortschrittsglauben der modernen Gesellschaft ist die in der Sattelzeit zwischen 1750 und 1850 größer werdende Differenz zwischen dem Erfahrungsraum der Vergangenheit und dem Erwartungshorizont der Zukunft; nichts wird bleiben wie es ist: »Die Zukunft wird anders sein als die Vergangenheit, und zwar besser« (Kosselleck 1979: 364). Der Fortschrittsglaube geht davon aus, dass sich die Zukunft für Gesellschaft und Individuen in verschiedenen Hinsichten besser darstellt als die Vergangenheit (Reckwitz 2024: 20). Fortschritt meint eine stete Verbesserung, was mit einer Homogenisierung der Zeit verbunden ist. Andere Zeitlichkeiten (zyklische, sakrale, nicht westliche Zeiten etc.) wurden zugunsten eines anthropozentrischen und standardisierten Zeitmodells eingeebnet (Ingwersen/Steglich 2022).

Der Fortschrittsglaube wurde in der Moderne in verschiedenen Handlungsfeldern als ein Versprechen auf Verbesserung institutionalisiert: in Wissenschaft und Technik, im Bereich des wirtschaftlichen Wohlstands und der Lebensbedingungen und im Bereich von Teilhabe und Selbstentfaltung (Reckwitz 2024: 134ff.). Inhaltlich profitierten die Gesellschaftsmitglieder auf zwei Ebenen: Man gewann Freiheit und (materiellen) Wohlstand und entkam somit gesellschaftlichen Zwängen einerseits und materiellen Zwängen andererseits (Charbonnier 2022). Im 20. Jahrhundert ging der Fortschritt in den westlichen Gesellschaften im Sinne von Freiheit und Wohlstand mit einem erhöhten Ressourcenverbrauch einher, und bis heute basiert moderne Freiheit auf der Nutzung fossiler Brennstoffe. Seit dieser Zeit wird persönliche Selbstverwirklichung zunehmend durch den Konsum materieller Güter ausgedrückt und breiteren Bevölkerungsschichten ermöglicht – besonders in den USA als Vorreitergesellschaft, dem »Land der unbegrenzten Möglichkeiten«. Dort verbinden sich individuelle Freiheit, soziale und räumliche Mobilität sowie wirtschaftlicher Erfolg mit Ressourcenex-

traktion und fossilen Brennstoffen, so dass Nachhaltigkeit geradezu als »unamerikanisch« erscheinen kann (Paul 2020). Im Verlauf des 20. Jahrhunderts ist so ein Kapitalismus der Selbstverwirklichung entstanden, in dem selbst private romantische Liebesbeziehungen der Logik ökonomischer Austauschprozesse unterworfen werden – Eva Illouz (2003) spricht vom »Konsum der Romantik«.

Der Fortschrittsglaube erlitt mit den beiden Weltkriegen des 20. Jahrhunderts schon früh Risse, trotzdem ist er eine der wirkmächtigsten modernen Leitideen. Auch aktuelle Vorstellungen eines grünen Kapitalismus und einer ökologischen Modernisierung beruhen auf Fortschrittsvorstellungen: Man nimmt an, dass die institutionelle Ordnung so bleiben kann, wie sie ist, und die ökologischen Probleme sich technisch und marktwirtschaftlich bearbeiten lassen. Spätestens in den 1970er Jahren, mit der Veröffentlichung des Berichts »Die Grenzen des Wachstums« an den Club of Rome (1972) und der 1973 einsetzenden Ölkrise, beginnt allerdings der Glaube an eine immerwährende Verbesserung und das damit verbundene Zeitregime zu bröckeln (Wagner 2018). Der Slogan »No Future« der Punkbewegung symbolisierte die wachsende Desillusionierung gegenüber den Versprechen des Fortschritts und mündete schließlich in einen »Präsentismus« (Hartog 2015), der das moderne Zeitregime nachhaltig verunsicherte: Im Präsentismus ist der Sinn für die Vergangenheit wie für die Zukunft gleichermaßen abhandengekommen. François Hartog sieht in der Fixierung auf die Gegenwart des »Jetzt« ein neues Regime der Historizität heraufziehen, das die Gegenwart aufbläht und die Zukunft nicht mehr als Versprechen, sondern durchaus auch als Katastrophe begreift. Katastrophisches, apokalyptisches Denken ist seit vielen Jahren weit verbreitet (Horn 2014; Stümer 2023), doch ist die Apokalypse kein fernes Schreckensszenario mehr, sondern bereits präsent: Arten sterben aus, Wälder brennen, Ozeane werden vergiftet, Mikroplastik durchdringt unsere Körper, und die nukleare Bedrohung ist präsent. Walter Benjamin deutete die Apokalypse bereits im Jahr 1939 als Untergrund eines blinden Fortschrittsglaubens (»dass es ›so weiter‹ geht, ist die Katastrophe«).

Das moderne Historizitätsregime wurde schließlich durch den Fall der Berliner Mauer im Jahr 1989 besiegelt; Hegels Ende der Geschichte schien vielen westlichen Beobachtern im Anschluss an Francis Fukuyama eingetroffen zu sein, und im Präsentismus gilt allein die Gegenwart, die sich von der Zukunft nicht mehr radikal unterscheidet. Denn etwas

anderes als die weltweite Durchsetzung von liberaler Demokratie und Marktwirtschaft war für die liberalen Kommentator:innen der frühen 1990er Jahre für die Zukunft nicht mehr zu erwarten.

Die westliche Welt ist also durch drei Historizitätsregime gekennzeichnet: ein altes vormodernes Regime, das Zeit zyklisch versteht und in dem Erfahrung und Erwartung nur geringfügig auseinandergetreten sind; das moderne Regime des Fortschritts (in dem Erfahrung und Erwartung weit auseinandertreten und die Zukunft die Gegenwart dominiert) und schließlich das präsentistische Regime mit katastrophischen Untertönen, das die Interessen der Gegenwart über die Zukunft stellt – wobei sich die Regimetypen nicht vollständig ausschließen, sondern überlagern können.

Die Politikwissenschaftler Frederic Hanusch und Simon Meisch (2022) analysieren im Kontext der Klimakrise eine zunehmende Polarisierung von Zeitvorstellungen, die gesellschaftspolitische Debatten prägt. Auf der einen Seite stehen wissenschaftliche Akteure und Klimabewegungen wie Fridays for Future, die langfristige, nachhaltigere Lösungen einfordern; auf der anderen dominieren in Politik und Wirtschaft kurzfristige gegenwartsorientierte Interessen, die auf Machterhalt und Wachstum ausgerichtet sind. Diese Kluft führt nicht nur zu einer Blockade effektiver Klimapolitik, sondern auch zu einer temporalen Ungerechtigkeit, die künftige Generationen massiv belastet.

Doch die Spannungen reichen noch tiefer: Als Gegenreaktion auf die Unsicherheiten der Moderne entstehen Retrotopien (Bauman 2017) – nostalgische, oft rechtspopulistisch oder rechtsextrem geprägte Visionen einer vermeintlich besseren Vergangenheit. Diese rückwärts-gewandten Narrative, die eine »gute alte Zukunft« beschwören, stehen in scharfem Kontrast zu progressiven Transformationskonzepten. Während die einen als »Sometimeers« in einer idealisierten Vergangenheit verharren, agieren Wissenschaft und Klimaaktivisten als »Anytimeers«, für die Gegenwart und Zukunft gleichwertig sind. Der Blick in eine finstere mögliche Zukunft soll das Handeln der Gegenwart so anleiten, dass diese Zukunft möglichst noch verhindert wird. Dieser fundamentale Dissens über die Relevanz unterschiedlicher Zeithorizonte behindert notwendige gesellschaftliche Veränderungen.

Angesichts der globalen Krise der Bewohnbarkeit der Erde, der komplexen Zeitdimensionen des Anthropozäns, der langfristigen Folgen des Klimawandels sowie des Biodiversitätsverlusts stellt sich die Frage, ob das vorhandene wissenschaftliche Wissen für die Entwick-

lung eines neuen Regimes der Historizität genutzt werden kann, das auf eine Langfristorientierung angelegt ist. Dieses zeitliche Regime müsste in der Lage sein, den präsentischen Blick auf die Gegenwart allein zu überwinden und gesellschaftliche Praktiken auf längere Zeitskalen auszurichten und die Rhythmen des Erdsystems angemessen zu berücksichtigen. Hanusch und Biermann (2020) betonen in diesem Zusammenhang die Notwendigkeit, gesellschaftliche und politische Institutionen zu schaffen, die auf Zeiträume von mehreren Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden zu blicken vermögen, sogenannte »Deep-Time-Organizations«. Dabei analysieren sie historische Organisationen wie etwa die Sveriges Riksbank, die Universität von Al Quaraouiyyine und das Kaiserhaus von Japan, die aufgrund ihrer langen Geschichte tiefgehende zeitliche Horizonte der Bewahrung ermöglichen und als Vorbilder für eine institutionelle Verankerung langfristigen Denkens dienen könnten. Denn sie vermitteln zum einen eine Sicht auf weit zurückliegende Ereignisse und können auch das Zeitbewusstsein für ferne Zukünfte schärfen – also eine Tiefenzeit anvisieren, die den menschlichen Erfahrungshorizont übersteigt und bspw. typisch für die Geologie ist (Bjornerud 2022: 25).

Ein solches Denken hat in der Moderne durchaus Tradition, auch wenn es marginalisiert wurde: Der Historiker Christophe Bonneuil (2020) betont, dass planetar-ökologische Reflexivitäten keineswegs neu sind und bereits seit mindestens 500 Jahren existieren. Bereits vor der »Great Acceleration« – also vor den massiven wirtschaftlichen, technologischen und ökologischen Umbrüchen ab Mitte des 20. Jahrhunderts – gab es historisch vielfältige Etappen, in denen über menschliche Einflüsse auf das Klima, die Biodiversität, Stoffkreisläufe oder energiewirtschaftliche Zusammenhänge nachgedacht wurde. Seit Jahrhunderten existiert Bonneuil zufolge ein Wissen um planetare Grenzen, um die Risiken der Modernisierung und die langfristigen Konsequenzen menschlichen Handelns. Ökologisch-planetare Reflexivitäten und Sensibilitäten gibt es schon seit Anbeginn der Neuzeit; sie bildeten sich nicht erst mit der sog. reflexiven Verwissenschaftlichung in der Zeit der reflexiven Moderne (Beck 1986: 259ff.), also etwa den Umweltdiskursen der 1970er/80er Jahre, heraus. Die Debatten über Umweltzerstörungen, die Folgen der Industrialisierung und die Risiken für die Lebensgrundlagen sind keine Erfindungen der Gegenwart, sondern kennzeichnen eine lange Tradition des Nachdenkens über ökologische Zusammenhänge. Allerdings waren diese Erkenntnisse und Warnungen kaum in

der Lage, gesellschaftliche Modernisierungsprozesse maßgeblich abzuändern. Sie fanden keinen Weg in den Mainstream, der im Rahmen des Fortschrittsdenkens jedes Umweltisiko durch Verweis auf die ständige künftige Verbesserung relativieren konnte. Bonneuil und Fressoz (2017) erinnern daran, dass in den letzten Jahrhunderten hauptsächlich von industriellen Akteuren Umweltzerstörung betrieben wurde, obwohl man sich ihrer Folgen bewusst war. In der Praxis waren es oft finanzielle, politische oder gesellschaftliche Interessen, die die Erkenntnisse konterkarierten und Warnungen in den Wind schlugen. In ihren Worten (ebd.: 196f.): »[...] our ancestors destroyed environments in full awareness of what they were doing. Industrialization and the radical transformation of environments that it caused by its string of pollutions went ahead despite environmental medicine.« Das Problem liegt also weniger im Fehlen ökologischen Wissens, sondern darin, dass dieses ungleich verteilt war und immer wieder den mächtigen Interessen an Wachstum und Modernisierung unterlag. Wissen allein ohne Veränderung der institutionellen Rahmenbedingungen und Machtverteilungen reicht mithin nicht.

Trotz ökologischer Reflexivitäten existiert bislang kein gesellschaftliches Zeitregime, das auf langfristiges, planetarisches Denken ausgerichtet ist. Anschauliche Beispiele dafür liefert die aktuelle politische Realität *en masse*: Im Februar 2025 bekräftigt US-Präsident Donald Trump öffentlich seine Ablehnung gegenüber Papierstrohhalm und fördert stattdessen die Rückkehr zu Einwegplastik. Trotz der bekannten Umweltproblematik setzt er eine Exekutivanordnung durch, die geplante Maßnahmen zur Reduktion von Plastikmüll auf die nächsten Jahrzehnte hin rückgängig macht. Seine Argumentation basiert auf Praktikabilität und kurzfristigem Nutzen, während die langfristigen Folgen – die Verseuchung der Meere, Mikroplastik in der Nahrungskette, fehlender biologischer Abbau – außer Acht gelassen werden. Dies zeigt, wie präsentistisch, kurzfristig und gegen die wissenschaftliche Evidenz gerichtet das politische Handeln der US-Administration derzeit ist. Es dokumentiert in besonders krasser Weise den Mangel an einem gesellschaftlich langfristigen Denken (der natürlich nicht nur die USA betrifft), welches notwendig wäre, um fundamentale ökologische Herausforderungen zu bewältigen. Ein reiner Gegenwartshorizont blendet das Noch-Nicht-Existierende systematisch aus und macht damit Zukunftsgestaltung unmöglich – Präsentismus ist strukturell zukunftsblind.

An der Epochenschwelle

Wir befinden uns an einer »Epochenschwelle« – einem Zeitraum tiefgreifender Veränderungen, in denen alte gesellschaftliche, kulturelle und temporale Strukturen an ihre Grenzen stoßen und Raum für Neues entsteht. Der Begriff »Epochenschwelle« (oder auch »Schwellenzeit«) stammt aus der Geschichtsphilosophie zur Charakterisierung tiefgreifender historischer Umbrüche; dazu Hans Blumenberg (1996: 545): »Die Epochenwende ist ein unmerklicher Limes, an kein prägnantes Datum oder Ereignis evident gebunden. Aber in einer differentiellen Betrachtung markiert sich eine Schwelle, die als entweder noch nicht erreichte oder schon überschrittene ermittelt werden kann.« In diesem Sinne lässt sich begründet annehmen, dass wir uns an der Epochenschwelle befinden, da die moderne Fortschrittserzählung und ihre temporalen Muster (Linearität, Externalisierung, Wachstumslogik) von Wissenschaft und ökologischen Bewegungen zwar infrage gestellt werden, alternative Konzepte und Zeitlichkeiten (wie planetares Denken, pluriversale Zukünfte, Verlangsamung oder Postwachstumsmodelle) aber (noch) keine hinreichende visionäre Kraft und Durchsetzungsfähigkeit besitzen.²

So hat etwa die COVID-19-Pandemie die grundlegenden Prinzipien des modernen kapitalistischen Zeitregimes – die Kommodifizierung und rationale Verwertung von Zeit, die Beschleunigung sowie die planvolle Aneignung der Zukunft – vorübergehend außer Kraft gesetzt (Suckert 2022). Staatliche Maßnahmen wie Lockdowns, Kontaktbeschränkungen und Betriebsschließungen erzwangen eine Entschleunigung des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens, eine partielle Dekommodifizierung von Arbeitszeit und brachten eine radikale Verunsicherung der Zukunft mit sich. Diese Entwicklungen lassen sich als Kollision zweier gegensätzlicher zeitlicher Logiken verstehen: der pandemiebedingten Notwendigkeit von Verlangsamung und Geduld einerseits und den kapitalistischen Imperativen von Wachstum, Effizienz und Zukunftsplanung andererseits, wobei nach Ende der Pandemie die Rückkehr zur modernen kapitalistischen Zeitordnung allenthalben zu beobachten war. Es ist allerdings sichtbar geworden, dass die Do-

2 Mit letzter Sicherheit wird diese Schwelle allerdings erst von zukünftigen Historikerinnen und Historikern festgestellt werden können.

minanz linearer, progressiv getriebener Zeithorizonte fragiler ist als angenommen.

In den letzten Jahren werden zudem vermehrt alternative Sichtweisen auf Zeit wahrgenommen und diskutiert, etwa indigene oder nicht-westliche Konzepte, die nicht-linear, zyklisch oder relational orientiert sind. Die Vielfalt an Zeitkonzepten anzuerkennen und aufzuwerten ist notwendig, um die standardisierten, durchaus auch kolonialen Vorstellungen von Fortschritt und Effizienz des westlichen Verteilungs-, Wachstums- und Entwicklungsmodells (Acosta 2015) zu überwinden. Sie kann helfen, epistemische Gewalt zu vermeiden und eine pluralistische Debatte über Klima- und Gerechtigkeitsfragen zu ermöglichen. Denn der bislang vorherrschende eurozentrische Zeitbegriff basiert auf linearer Entwicklung, Effizienz und kontinuierlichem Wachstum. Diese Perspektive schränkt vielfältige soziale und kulturelle Zeitkonzepte ein, die vor allem in indigenen oder nicht-westlichen Kulturen zu finden sind (Hunfeld 2022).

Ebenso wichtig ist es, den Blick auf mehrere Zeithorizonte (kurz- und langfristige) zu richten, um die Möglichkeiten und Grenzen des gesellschaftlichen Wandels zu erfassen. Jonathan White (2024) legt dar, dass langfristiges Denken über mehrere Jahrzehnte notwendig ist, um eine Justierung zwischen unmittelbarer Krisenbewältigung und nachhaltiger Transformation zu bewerkstelligen. Er kritisiert, dass politische Entscheidungen zu oft allein von kurzfristigen Interessen und Zwängen geprägt sind. Auch sei die Annahme problematisch, dass die Zeit aufgebraucht sei und es sich in den nächsten Jahren entscheide, ob die Menschheit in die Klimakatastrophe eintrete oder diese noch abzuwenden sei.³ Wenn aktuell die finale Schlacht zu schlagen sei, wieso sollte man dann noch Kompromisse eingehen, wieso sollte man die demokratischen Institutionen schützen? Wenn die letzten Tage der Menschheit bevorstehen, muss man sich auch keine Gedanken mehr um den Klimawandel und die schrumpfende Artenvielfalt machen (Bjornrud 2022: 19). Ein Denken, das präsentistisch oder apokalyptisch nur auf die kommenden Jahre blicke, ist unzureichend, so White (2024) und es bedürfe trotz der Dramatik der aktuellen Situation zugleich eines

3 Diese Sicht drückt sich in Slogans aus, die zwar zurecht die zeitliche Dringlichkeit des politischen Handelns betonen, aber dabei auch insinuierten, es gäbe kein Morgen. Ich selbst habe dazu unter dem Stichwort »Wettlauf gegen die Zeit« beigetragen (Adloff/Neckel 2021).

Denkens in längeren Zeitspannen. Politische Systeme benötigten daher Strukturen, die die Zeitverleugnung aufheben und langfristiges Denken und Handeln fördern und bspw. die Interessen zukünftiger Generationen vertreten. Gegen die »zeitliche Klaustrophobie« der Klimakrise brauche es kollektive Zukunftsvorstellungen, die mehrere Jahrzehnte umfassen. Dies ist lange genug, um radikalere Strukturveränderungen in den Blick zu nehmen, jedoch nicht so weit in der Zukunft gelegen, dass die Sorgen der Gegenwart nicht mehr ins Gewicht fallen.⁴

Wo alles auf den Horizont der Gegenwart bezogen bleibt, kann das, was noch nicht ist, nicht in den Beratungen der Gegenwart berücksichtigt werden, betont auch der Philosoph Ludger Schwarte (2024). Entscheidungen, die anstreben, die Zukunft auch in Zukunft offen halten zu wollen, also eine Zukunft herbeizuführen, die nicht rational antizipiert, vereinnahmt und geplant werden kann, werden so im Keim erstickt. Dabei müssten Entscheidungen, die sich auf Nachhaltigkeit richten, gerade nicht darauf »abzielen, die derzeitigen Umweltbedingungen möglichst langfristig zu erhalten und die Zukunft der Gegenwart unterzuordnen« (ebd.: 46), sondern die Zukunft als einen Pool von realisierbaren Möglichkeiten offen zu halten. Futurität im Sinne einer Offenheit für Zukünfte sollte im Rahmen politischer Entscheidungen nämlich ermöglicht werden: So würde man bspw. nicht nur die Erhaltung bestehender Ökosysteme anstreben, sondern auch »das Übersehene, das Unbekannte, das Werdende: das zeitlich Andere« (ebd.) ermöglichen wollen. Zukunftsorientiertes Handeln muss die Außenseite unserer zeitlichen Horizonte zulassen: Möglichkeiten der Diskontinuität und Kreativität. Mit Futurität bezeichnet Schwarte die Ungewissheit der Zukunft. Er fordert, das Diktat des politischen Präsentismus zu verlassen und radikal die Möglichkeit von Futurität anzuerkennen, um die Demokratie zukunftsfähig zu machen: »Futurität konfrontiert uns mit etwas, für das wir noch keinen Sinn und keine Kategorien haben. Etwas, dessen Art es noch nicht geben konnte. Etwas, das in uns oder im Anderswo entsteht« (ebd.: 347).

4 Im Gegensatz zum sog. Longtermismus, der das Wohl der Menschen in der fernen Zukunft (z.B. über Jahrtausende oder Millionen Jahre) als moralische Priorität betrachtet. Im Unterschied zu ähnlichen Konzepten wie Generationengerechtigkeit denkt Longtermismus in extrem langen Zeiträumen und ist ein zentraler Bestandteil des effektiven Altruismus sowie des Mindsets der Tech-Eliten des Silicon Valleys (vgl. MacAskill 2023).

Diese Haltung korrespondiert mit dem in den letzten Jahren intensiv diskutierten Konzept »radikaler Hoffnung«, das von dem Philosophen Jonathan Lear (2020) in die Diskussion gebracht wurde. Mit dem Begriff der radikalen Hoffnung interpretiert Lear die Zukunftsorientierung von Plenty Coups, Oberhaupt der Crow, der den Zusammenbruch der eigenen Kultur Ende des 19. Jahrhunderts erlebte. Radikale Hoffnung (im Angesicht der Zerstörung) richtet sich auf Futurität, da sie ein Gut antizipiert, »für das allen, die eine solche Hoffnung hegen, bislang die angemessenen Begriffe zum Verständnis fehlen« (ebd.: 155). Radikale Hoffnung übersteigt das Vermögen zu erkennen, worin sie genau besteht. Man hofft auf etwas, ohne genau wissen zu können, worauf genau sich die Hoffnung bezieht. Damit ähnelt radikale Hoffnung dem Konzept der »slow hope«, die angesichts von Zerstörungen leise und langsam nach hoffnungsvollen Stories und Visionen in den ökologischen Trümmern Ausschau hält und dabei mit permanenten Rückschlägen rechnet (Mauch 2019). Noch mal anders formuliert: »Postapokalyptische Hoffnung« ist möglich und empirisch auch in klimaaktivistischen Kreisen vorhanden, sie gründet auf Formen der Trauerarbeit bzw. darauf, »that recovery will be possible [...] or that dignity or moral integrity will be possible even if all else fails« (Cassegård 2024: 457). Selbst in den ökologischen Ruinen des Kapitalismus gibt es, so auch Anna Tsing in ihrem anthropologischen Bestseller *Der Pilz am Ende der Welt* (2018), Hoffnung, wenn man sich denn von überkommenen Fortschrittsvorstellungen verabschiedet und sich auf die Wahrnehmung von neuen Formen der Welterzeugung einlässt. (Hierauf werde ich zurückkommen.)

Zur Futurität zählt außerdem, dass die Konsequenzen von Handlungen überschaubar bleiben, dass getroffene Entscheidungen auch in Zukunft noch verantwortet werden können, weil sie nicht irreversibel sind und eine Korrektur später immer noch möglich ist. Fixierte Handlungszwecke sind starr und neigen dazu, in ihren Folgen nicht korrigiert werden zu können. Stattdessen wären Handlungsweisen zu bevorzugen, in denen vorläufige Ziele in Sichtweite (*ends-in-view*) verfolgt werden, wie es der pragmatistische Philosoph John Dewey Anfang des 20. Jahrhunderts ausdrückte (Dewey 2004; Hartmann 2003). Dewey kritisiert festgelegte Ziele (*fixed ends*), die aus dem westlichen Streben nach Wahrheit und Sicherheit stammen. Sie schließen neue Erfahrungen aus und können politisch instrumentalisiert werden (»Der Zweck heiligt die Mittel«). Im Gegensatz dazu ermöglichen *ends-in-view* Offenheit und Anpassung an Veränderungen. Auf diese Weise können neue Qualitäten der Frei-

heit entstehen, die darauf fußen, dass man nicht von der Zeitordnung von Mitteln und Zwecken beherrscht wird und das Zeitliche auch nicht versucht, zuzurichten und zu beherrschen (Schwarte 2024).

Beherrschung von Zeit bedeutet auch Beherrschung von Zukunft, wobei es sich immer um die »Zukunft von jemandem oder etwas« handelt. Die Kontrolle der Zeit durch die einen bedeutet zugleich eine Enteignung von Zeit für andere und stellt eine temporale Kolonialität dar. So sind Entscheidungen, die auf eine Irreversibilität ihrer Konsequenzen hinauslaufen, hochproblematisch. Man sollte Entscheidungen so treffen, dass ihre Konsequenzen durch spätere Entscheidungen in möglichst großem Umfang verändert werden können. Unumkehrbarkeit ist nicht identisch mit dem schwächeren Konzept der Pfadabhängigkeit und beschreibt mit Blick auf das Erdsystem, dass bestimmte Prozesse, die über geologische Zeiträume in Gang gesetzt werden, nicht rückgängig gemacht werden können. Auch die Verbrennung fossiler Brennstoffe und die daraus resultierenden Treibhausgasemissionen haben irreversible Veränderungen im Erdsystem ausgelöst. Das Ausmaß und die Geschwindigkeit solcher unumkehrbaren Veränderungen (wie im Bereich der Endlagerung radioaktiver Abfälle oder des Biodiversitätsverlusts) machen es schwierig, ihre Auswirkungen auf gegenwärtige und zukünftige Gesellschaften vorherzusagen.

Ungewissheit und Unumkehrbarkeit prägen die Interaktionen zwischen menschlichen Gesellschaften und geologischen Prozessen über lange Zeiträume. Diese Komplexität erschwert präzise Vorhersagen und Entscheidungen, was unerwartete, potenziell katastrophale Ereignisse wahrscheinlicher macht. Um diese Risiken zu bewältigen, schlägt Hanusch (2023) eine »Deep-Time«-Perspektive vor, die planetare Eigenzeiten aufgreift (Chakrabarty 2009), die Grenzen des Wissens anerkennt, sowie Vorsicht und Demut betont. Ein »Deep-Time Observatory« könnte als Kompetenzzentrum dienen, um Wissen über langfristige Interaktionsfolgen zwischen Erdsystem und Gesellschaften zu sammeln und zu vermitteln (Hanusch 2023). Es würde Vertreter:innen aus den Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften, weiteren Bereichen menschlicher Gesellschaften und nicht-menschliche Akteure (im Sinne von Latours (2001) »Parlament der Dinge«) zusammenbringen. Solche Ansätze könnten politische Entscheidungen und öffentliches Bewusstsein prägen, um die Bewohnbarkeit der Erde langfristig zu sichern.

Kommende Krisen können durchaus verfestigte Vorstellungswelten und Möglichkeitsräume in Frage stellen und alternative Handlungshorizonte eröffnen. Aus Krisen oder sogar Zusammenbrüchen kann das Potenzial erwachsen, bestehende und bevorstehende gesellschaftliche Alternativversuche zu stärken.⁵ Die im vorherigen Kapitel diskutierten Kollapsologen Servigne und Stevens (2018) distanzieren sich in diesem Sinne auch von dystopischen Weltuntergangsszenarien und argumentieren, dass der Zusammenbruch nicht das Ende, sondern der Anfang unserer Zukunft ist – oder zumindest sein könnte.

Bricolage und das Offenhalten der Zukunft

Was bedeuten die vorstehenden Überlegungen nun für den Klimaschutz, die Biodiversitätskrise und die Anpassung an eine sich immer weiter erwärmende Welt? Das doppelte Problem heute ist Präsentismus einerseits und andererseits ein fatalistischer Zukunftspessimismus – nach dem Motto »Nach uns die Sintflut«. Das ist nicht nur kurzfristig, sondern auch unverantwortlich. Aber auch die (post-)marxistische Haltung »Die Revolution kommt morgen« führt nicht weiter. Wie also können wir institutionellen Wandel gestalten? Statt auf fixe Utopien oder Resignation zu setzen, braucht es ein schrittweises, tastendes Handeln, das zugleich langfristige Folgen bedenkt – eine Art Bricolage. Zukunft darf nicht durch Pessimismus oder Präsentismus abgeschlossen werden, sondern muss offengehalten werden. Nur so bleiben wir anpassungsfähig und demokratisch handlungsfähig.

-
- 5 Wobei zu betonen ist, dass selbstverständlich aus Krisen auch Schlimmeres erwachsen kann und sich bspw. die »Klimabarbarei« verstärkt (Blumenfeld 2023). Exklusion »Fremder« und Gewalt sind immer auch gesellschaftliche Möglichkeiten des Umgangs mit Krisen. Wenn also hier und im Folgenden die Möglichkeit von positiven Alternativen diskutiert wird, so sollte klar sein, dass diese gegen Widerstände erkämpft und durchgesetzt werden müssen. Einen Automatismus zum Positiven gibt es nicht. Das Böse und Negative in der Geschichte sollte nicht dialektisch »positiviert« werden. »Die Goethesche Charakterisierung Mephistos: daß er stets das Böse wolle und das Gute schaffe, gilt auch von Hegels Negativität« (Anders 2024: 309). Ein solcher Begriff des Negativen ist hoffnungslos in Fortschrittsgläubigkeit verankert.

Realistisch ist momentan nur, das gesellschaftspolitische Projekt der grünen Modernisierung gegen Klimabarbarei (Blumenfeld 2023) zu verteidigen und es weiter voranzutreiben mit einem Set aus bekannten Maßnahmen wie einer adäquaten CO₂-Bepreisung, Emissionshandel, Innovationsförderung und der Investition in nachhaltige Energieträger und Infrastrukturen (Buller 2024). Eine rasche Dekarbonisierung der Weltwirtschaft ist derzeit nicht zu erwarten, so dass man von einer Erderwärmung ausgehen muss, die Gesellschaften weltweit in sehr bedrohliche Lagen bringen kann und aller Voraussicht nach auch bringen wird.

Blickt man auf die Tragweite und Komplexität der verschiedenen ökologischen Krisen, wird darüber hinaus deutlich, dass eine Reduktion der CO₂-Emissionen nicht ausreichen wird, um ihnen entschlossen entgegenzutreten. Ich erinnere daran, dass aktuell schon sechs von neun planetaren Grenzen überschritten sind und dass Maßnahmen zur CO₂-Reduktion mit anderen Zielen wie der Erhaltung der Biodiversität und Aspekten des Naturschutzes kollidieren können (Richardson et al. 2023). Daher sollte es – normativ gesprochen – langfristig durchaus zu einer großen gesellschaftlichen Transformation kommen, die auf eine andere Wirtschaftsweise und ein anderes Naturverhältnis abzielt. Denn die ökologische Modernisierung setzt in ihrer blinden Fortschrittsorientierung fatalerweise weiter auf Prinzipien des »displacement« (Wagner 2024b): auf die Verschiebung von Problemen auf andere Gesellschaften, auf die Natur und in die Zukunft, wobei diese Verschiebungen sozial wie ökologisch auf längere Sicht »untragbar« sind (Blühdorn 2024).

In den kommenden rund 30 Jahren sollte die ökologische Modernisierung einerseits deutlich voranschreiten, und andererseits müssten zugleich genügend Exit-Optionen, die Alternativen zum grünen Kapitalismus anbieten, wissenschaftlich wie in konkreter gesellschaftlicher Praxis erarbeitet werden. Mit dem Ende der westlichen Dominanz und dem damit verbundenen modernen und imperialen Historizitätsregime besteht eigentlich eine kleine Chance, dass alternative modernisierungskritische Konzepte und multitemporale Ansätze aus dem Norden und Süden stärker gesellschaftlich verankert werden, doch fehlt es an einer hinreichend einheitlichen und mobilisierenden Vision. Allein auf diese radikaleren, aber bislang disparaten Transformationspfade zu setzen (wie viele radikale und kritische Transformationsansätze dies tun, vgl. etwa Brand/Wissen 2024) käme daher einer *unrealistischen* Utopie gleich. Daraus resultiert die Notwendigkeit der Integration

verschiedener Zeithorizonte, d.h. der Kombination einer kurz- bis mittelfristigen ökologischen Modernisierungsstrategie (die zugleich darauf achtet, keine für das Erdsystem irreversiblen Entscheidungen zu treffen) mit einer gleichzeitig notwendigen mittel- bis langfristigen Abkehr von der Modernisierung. Dabei laufen Modernisierungs- und Transformationsprozesse nicht nacheinander, sondern parallel zueinander.

Diese sollten sich möglichst ergänzen und nicht widersprechen. Wir stehen dabei vor einem gesellschaftspolitischen Dilemma. Aktuell gilt es, die ökologische Modernisierung gegen den Fossilismus und eine mögliche Klimabarbarei zu verteidigen und die Dekarbonisierung weiter voranzutreiben, allerdings in dem Wissen, dass ökologische Modernisierung allein nicht ausreichen wird, die sozial-ökologischen Katastrophen abzuwenden bzw. abzumildern. Es braucht daher zugleich Strategien der Anpassung an einen möglichen Kollaps sowie eine massive Resilienzsteigerung. Darüber hinaus scheint nur eine Abkehr von der Wachstumslogik der modernen Wirtschaft eine langfristige Möglichkeit zu schaffen, wieder zu einem Leben innerhalb planetarer Grenzen zurückzufinden. Fast unmöglich scheint hingegen die Realisierung einer vollständigen Dekarbonisierung der Weltwirtschaft bis 2050 zu sein.

In einer kurzfristigen Perspektive – den nächsten 10 bis 20 Jahren – scheinen vor allem pragmatische Maßnahmen und politische Interventionen im Rahmen einer großskaligen ökologischen Modernisierung möglich zu sein, etwa der Ausbau erneuerbarer Energiesysteme, die Errichtung von resilienten Infrastrukturen oder die Etablierung von nachhaltigen und resilienten Landwirtschaftspraktiken. Dazu zählt auch, die Biodiversität als notwendige Infrastruktur für eine ökologische Daseinsvorsorge anzuerkennen und zu fördern. Ökosystemdienstleistungen wie Bestäubung, Bodenbildung oder Hitze- und Überschwemmungsschutz werden von biodiversen Naturschutzgebieten, Stadtnaturen und Nutzlandschaften erbracht (Böhning-Gaese/Kersten/Trischler 2025: 69ff.). Im ökonomischen Bereich braucht es neben Effizienzgewinnen, Preissignalen und technologischen Innovationen auch effektiv wirksame Politikinstrumente, die bspw. verbindliche Ausstiegspläne formulieren und Verbote bestimmter fossiler Technologien vornehmen (Pichler 2024: 137).

Diese Maßnahmen bleiben jedoch in ihrer Wirkung beschränkt, weil sie auf einem Feld operieren, das durch bestehende Machtstrukturen,

Wachstumsinteressen und soziale Routinen geprägt ist (Beckert 2024). Längerfristig – bis 2050 oder bis zum Ende des Jahrhunderts – müsste es jedoch zunehmend in Richtung einer fundamentaleren gesellschaftlichen Transformation gehen. Es braucht den Aufbau gesellschaftlicher Alternativen, die auf eine solidarische Resilienz (Brand/Wissen 2024) abzielen und neue Möglichkeiten des treibhausgasneutralen Wirtschaftens erproben. Bestehende Interessens- und Machtkonstellationen bewirken, dass die gesellschaftliche Kapazität, tiefgreifende soziale, kulturelle und institutionelle Veränderungen innerhalb eines kurzfristigen Zeitrahmens durchzusetzen, derzeit nur schwach ausgeprägt ist. Die Vorstellung von einer schnellen »Großen Transformation« im Sinne einer vollständigen Dekarbonisierung, radikalen Gesellschaftsänderung und Abkehr vom Kapitalismus ist aus heutiger Sicht unrealistisch. Gesellschaftlich unmöglich erscheint es daher, dass sich innerhalb weniger Jahre eine umfassende Neuausrichtung in Gesellschaft, Wirtschaft und Politik vollziehen könnte – so wie sie teilweise von Anhänger:innen eines Degrowth-Paradigmas imaginiert wird.

Doch das gesellschaftlich Mögliche liegt im Unvorhersehbaren: Man kann heute noch nicht antizipieren, welche sozialen und technologischen Innovationen kommen werden, wie sich zivilgesellschaftliches Engagement entwickelt, welcher politische Druck aufgebaut und welche Investitionsentscheidungen getroffen werden. In diesem Zusammenhang gilt es, den Blick von einer absoluten Unmöglichkeit (das große Ganze in kurzer Zeit ändern zu wollen) hin zu einer differenzierten, zeithorizontlich abgestuften Einschätzung zu verschieben. Gesellschaftlich, politisch und sozialwissenschaftlich braucht es einerseits einen »Realitäts-« und andererseits einen »Möglichkeitssinn« (Musil), die sowohl das Fortbestehen fossiler Strukturen und Interessen und die Notwendigkeit kleiner, kurzfristiger Schritte anerkennen, als auch die Dringlichkeit und Möglichkeit großer, langfristiger Wandlungsprozesse betonen. Nur auf diese Weise kann auf die verschiedenen zeitlichen, sozialen und ökologischen Herausforderungen angemessen und effektiv reagiert werden.

Wie kann nun ein Raum für Transformation so geöffnet werden, dass ein Potential entsteht, mittelfristig zu einer »Großen Transformation« im Sinne einer Ökologisierung zeitgenössischer Gesellschaften beizutragen? Aus Transformationssicht ist darauf zu drängen, dass, wie oben schon gesagt, mit Blick auf das Erdsystem keine unumkehrbaren Entscheidungen mehr getroffen werden und damit der Zukunftshori-

zont prinzipiell geöffnet bleibt. Letztlich geht es um die institutionelle Verknüpfung unterschiedlicher Praktiken (auch temporaler Art), immer auch mit dem Ziel verbunden, eine Vielzahl von institutionellen Designprinzipien zur Anwendung zu bringen und mehrere Handlungsperspektiven zu eröffnen (vgl. Novy 2024). Bricolage könnte dieses Zusammenweben genannt werden (vgl. Kapitel 5).

Bricolage beschreibt, wie Akteure improvisieren und pragmatische Anpassungen vornehmen, die zugleich transformierende Wirkungen entfalten. Man kann diese Arrangements als »Patchwork aus Neuem und Gebrauchtem« bezeichnen, die die Abhängigkeit von nicht-nachhaltigen Pfaden durchbrechen können (Haider/Cleaver 2023). Es gibt nicht eine große Lösung, es muss vielmehr darum gehen, universelle Modelle hinter sich zu lassen und vielfältige Praktiken und Wissensformen weltweit einzubeziehen (West et al. 2024). Wandlungsprozesse sind multidirektional und widersprüchlich, sie können normativ enttäuschend und selektiv sein – und mitunter katastrophal scheitern (Hausknost 2024).

Soziale Innovationen können einen Überschuss produzieren, der jenseits schon bestehender Systeme etwas Neues möglich macht, was heute undenkbar erscheint. Neue Praktiken rekonfigurieren gleichsam die Realität, so dass bislang Virtuelles in praktischen Experimenten erschlossen werden kann (Hertz et al. 2025). Derlei Überschüsse können starre soziale Logiken entflechten und dazu beitragen, neue Handlungsoptionen zu eröffnen. Dabei lässt sich nicht alles gleichzeitig realisieren: Tiefgreifende Veränderungen brauchen Zeit, eine breite gesellschaftliche Reichweite erfordert Kompromisse, und schnelle Umsetzungen von Transformationsvorstellungen bleiben oft oberflächlich (Termeer et al. 2024). Diese Zielkonflikte lähmen viele Transformationsbemühungen. Großangelegte Systemreformen wie klimaresiliente Infrastrukturprojekte können langfristige Impulse setzen, scheitern aber oft an politischen Widerständen. Graswurzelinnovationen können radikale Alternativen kreieren, kämpfen jedoch mit ihrer Skalierung.⁶ Flächendeckende Regeländerungen wie CO₂-Preise wirken schnell, werden jedoch nicht selten in ihrer transformativen Kraft durch Kompromissbildungen verwässert. Daher müssen diese Ansätze klug kombiniert

6 Vgl. bspw. Blome-Drees et al. 2024. Der Band erläutert Ansätze und Schwierigkeiten der Strukturbildung in den Bereichen Bürgerenergie, Solidarische Landwirtschaft, Plattform-Kooperativismus und Seniorengenossenschaften.

werden. Wo Infrastrukturen komplett überholt werden müssen, bieten »Big Plans« Orientierung. Wenn es darum geht, Millionen von Akteuren zu steuern, ist die Veränderung der »Spielregeln« unverzichtbar. Und wo gesellschaftliche Kreativität freigesetzt werden soll, punkten »Small Wins« (ebd.). Kleine, aber radikale Veränderungen können – richtig vernetzt und verstärkt – langfristig durchaus systemische Wirkung entfalten (Termeer et al. 2016). Diese differenzierte Herangehensweise ersetzt das illusionäre »Alles-sofort-und-auf-einmal«-Denken durch strategische Schwerpunktsetzung. Mal steht die Tiefe der Veränderung im Vordergrund, mal ihre Geschwindigkeit oder Reichweite. Erst dieses flexible Zusammenspiel kann Modernisierungs- und Transformationsblockaden durchbrechen.

So gesehen werden weder ökologische Modernisierung noch fundamentale Transformation aus einem Guss ent- und bestehen können, sondern nur aus experimenteller Bricolage.⁷ Auch wenn Katastrophen so nicht (mehr) abwendbar sein werden, wird es umso wichtiger sein, auf kluge Weise *peu-à-peu* resilienter, fairer und zukunftsöffener durch sie zu navigieren.⁸

7 Dies gilt nicht nur, wenn wir nach vorne, also Richtung Zukunft schauen. Aus dem Gesagten folgt auch der kritische Blick auf homogenisierende historische Erzählungen von bisherigen Prozessen der Modernisierung. In ihnen stecken Restbestände geschichtsphilosophischen Denkens, dass alles so kommen musste, wie es faktisch kam (vgl. Knöbl 2022).

8 In den letzten Jahren ist mit Blick auf die ökologischen Krisen und Katastrophen das aus der Planungsliteratur stammende Konzept der »wicked problems«, also der schwer fassbaren und komplexen gesellschaftlichen Herausforderungen, diskutiert worden (Peters 2017; Termeer et al. 2019). Es hat sich jedoch gezeigt, dass das Konzept oft zu vage ist, was die korrekte Problembeschreibung sowie die Entwicklung konkreter Handlungsstrategien erschwert. Die ursprüngliche Definition umfasste Merkmale wie die Unmöglichkeit, eine klare Problemdefinition zu liefern, das Fehlen perfekt funktionierender Lösungen und die Einzigartigkeit jeder Herausforderung. Beim Klimawandel zeigt sich, dass zwar viele dieser Merkmale zutreffen, doch nicht alle Problemdimensionen diesen Kriterien entsprechen. Aus den Diskussionen ist allerdings zu lernen, dass herkömmliche, hierarchische oder technokratische Ansätze an ihre Grenzen stoßen. Statt nach endgültigen Lösungen zu suchen, stehen pragmatische, iterative Prozesse im Vordergrund, bei denen kleine Schritte und experimentelle Ansätze eine wichtige Rolle spielen.

Anders über Zukunft nachdenken

Bricolage verabschiedet sich von monistischen, überzogenen und unrealistischen Zukunftsvorstellungen zugunsten eines Experimentierens mit prinzipiell offenen Zukünften, die nichtsdestoweniger auch Katastrophen bereithalten. Zukunft ist plural angelegt, sie entsteht in den Praktiken und Vorstellungen der Gegenwart, die unterschiedliche Zukünfte hervorbringen können. Wie die Zukunft moderner Gesellschaften aussehen wird, ist selbstverständlich davon abhängig, was in der Gegenwart getan wird. Das aktuelle Handeln ist wiederum einerseits von vergangenen Handlungen – von der Geschichte also, wie schon Marx betonte – abhängig und andererseits von den Vorstellungen, die man sich von der Zukunft macht (vgl. Abbott 2019). Karl Marx schrieb im achtzehnten Brumaire des Louis Bonaparte (1852) bekanntlich: »Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen. Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alp auf dem Gehirne der Lebenden.« Die Geschichte hat die Bedingungen geschaffen, unter denen heute gehandelt wird und die beeinflussen, welche Zukunft wünschenswert und erreichbar erscheint. Natürlich determiniert die Historie nicht, welche Zukunft Wirklichkeit wird – zumal um die Deutung der Geschichte ja selbst auch gerungen wird.

Wie in Gesellschaften die Zukunft imaginiert wird, entscheidet mit darüber, welche Zukunft Gegenwart werden wird. Wenn wir heute beobachten, dass die ökologische Krise immer mehr Bedeutsamkeit erlangt und gesellschaftliche Akteure versuchen, eine nachhaltige Gesellschaft zu schaffen, zeigt dies auch die soziologische Bedeutsamkeit von Zukunftsimaginierungen an. Zukunftsbilder werden vermehrt in hochspezialisierten, oft professionellen Kontexten – etwa in der Ökonometrie, Klimamodellierung oder in der strategischen Unternehmensplanung entwickelt (Altstaedt 2024). Diese Felder produzieren eigene Zukunftsimaginierungen, die häufig auf ihren Bereich beschränkt bleiben, andere Bilder kursieren gesellschaftsweit – etwa Wachstumsvorstellungen oder aber auch Klima- und Gesellschaftsvorstellungen von Akteuren wie Fridays for Future.

Über die Zukunft Aussagen zu treffen, ist für die Sozialwissenschaften eine schwierige Aufgabe. Das hat auch damit zu tun, dass sich das Fach in seinen makrosoziologischen Fragestellungen hauptsächlich

darauf kapriziert, die Gegenwart durch ihre historische Gewordenheit zu erklären. Die Gegenwart erscheint durch die Vergangenheit determiniert und die Zukunft kann so auch nicht anders als eine Verlängerung der Gegenwart gedacht werden. Auf diese Weise können Vertreter:innen der Theorie der funktionalen Differenzierung nichts anderes in der Zukunft sehen, als eine systemträge Gesellschaft, die sich nicht radikal transformieren wird. Marxistische Ansätze, die ja eine postkapitalistische Gesellschaft in der Zukunft erwarten, lösen das Problem durch die theoretische Annahme von inneren Widersprüchen der kapitalistischen Gesellschaft, die schon lange latent wirken und irgendwann zum offenen Widerspruch gelangen, so dass dieses Wirtschafts- und Gesellschaftsmodell zusammenbricht und das Neue entstehen kann. Beiden Modellen ist das Problem gemein, dass sie die Permanenz des sozialen Wandels und die Präsenz der Zukunft ausblenden. Wandel ist aber der Normalzustand und er wird angeleitet durch Zukunftsvorstellungen (vgl. Adam 2024; Delanty 2024).

Diesen Perspektiven hat sich der amerikanische Soziologe Andrew Abbott (2019) intensiv gewidmet. Er stellt die Frage, wie sich historizistische Ansätze, die Kontinuitäten betonen, mit präsentistischen Perspektiven, die gegenwärtige Ursachen für Veränderungen in den Vordergrund rücken, vereinbaren lassen. Abbott argumentiert, dass die sozialwissenschaftliche Annahme allgemeiner Gesetze oder Tendenzen des sozialen Lebens kurzfristig funktioniere, langfristig jedoch problematisch sei, während die Annahme einer Variabilität von Regeln und Institutionen zwar langfristig tragfähiger, kurzfristig aber weniger überzeugend sei (ebd.: 13).

Dieses Spannungsverhältnis zwischen Kontinuität und Diskontinuität bildet den Kern von Abbotts Überlegungen. Dabei macht er deutlich, dass Disziplinen wie die Soziologie die Gegenwart aus der Perspektive der Vergangenheit als ein Gewordenes betrachten, die Wirtschaftswissenschaften hingegen sich für Wahlhandlungen interessieren: »Der Wirtschaftswissenschaft geht es letztlich nicht um Erklärungen, sondern um Wahlhandlungen: um Einschätzungen möglicher künftiger Werte und die Handlungen, die ökonomische Akteure auf der Grundlage jener Bewertungen der Zukunft in der Gegenwart vornehmen werden. In diesem Sinne interessiert sich die Ökonomik ausschließlich für Werte, Handlungen und die Zukunft« (ebd.: 19).

Während also der sozialwissenschaftliche Historizismus komplexe soziale Einheiten betont und dabei oft deterministisch und vergan-

genheitsfixiert erscheint, vernachlässigen ökonomische Modelle historische Entwicklungen und Handlungen prägende Makrostrukturen. Abbott plädiert als Alternative zu diesen beiden Modellen für eine prozessuale Perspektive, die soziale Phänomene als Ereignisketten versteht, die in einer stets neu konstituierten dichten Gegenwart verankert sind. In Auseinandersetzung mit Max Weber präzisiert Abbott seine Position weiter. Er lehnt Webers Vorstellung von Geschichte als langfristiger Entwicklung ab und betont stattdessen eine Abfolge lokaler, prekärer Gegenwarten, die durch narrative Verknüpfungen strukturiert werden. Geschichte besteht demnach nicht aus festen Substanzen, sondern aus dynamischen Entwicklungslinien, die in der Gegenwart zusammenlaufen. Marx' Alp kann manchmal sehr schnell vergessen werden: »Es gibt immer Freiheit in der Gegenwart, und die Zukünfte, die wir machen, können erstaunlich neu sein« (ebd.: 69).

Es ist also beides wahr: Akteure können Neues schaffen, zugleich gelten strukturelle Zwänge – Gesellschaften befinden sich in diesem Spannungsverhältnis von Handlungsfreiheit und Determination. Sie sind nicht nur durch ihre Geschichte geprägt, sondern auch durch eine starke Vorwegnahme der Zukunft. Stabilität ist somit genauso erklärungsbedürftig wie Wandel, und eine Kontinuität sozialer Muster über die Vergangenheit, in die Gegenwart und in die Zukunft kann nicht vorausgesetzt werden.

Zur sozialtheoretischen Öffnung der Zukunft können weitere historisch-soziologische Perspektiven aus den Sozialwissenschaften beitragen. In seinem Buch *Carbon Societies* (2024b) analysiert Peter Wagner die Entwicklung der Abhängigkeit moderner Gesellschaften von fossilen Energien und die Entstehung der Klimakrise. Im Gegensatz zu anderen sozialwissenschaftlichen Arbeiten, die sehr allgemeine systemische Ursachen und strukturelle Kontinuitäten betonen (vgl. Kapitel 2, insbes. Beckert 2024), fragt Wagner, auf welche gesellschaftlichen Problemlagen die Nutzung fossiler Energien in verschiedenen historischen Kontexten eine Antwort darstellte. Zu unterschiedlichen Zeiten wirkten unterschiedliche Kausalfaktoren. So kann er monokausale historische Erklärungen kritisieren (nach denen eine Ursache über Jahrhunderte hinweg immer gleich wirkt) und betont stattdessen Handlungsträgerschaft, Kontingenz und historische Wendepunkte. Vor allem Abbott hat darauf aufmerksam gemacht, dass die vermeintliche Stabilität abgelaufener historischer Prozesse häufig lediglich das Resultat von Narrationen ist. Die historische Erzählung schafft nachträglich einen

stabilen Prozesszusammenhang, vor allem auch, weil in die Erzählung häufig nur die Vorkommnisse aufgenommen werden, die zum erklärenden Resultat beitrugen – unter Ausblendung aller anderen Faktoren (vgl. Knöbl 2022: 234ff. sowie 266f.).

Wagner (2024b) identifiziert die globale Ausbreitung des Kohlenstoffregimes nach dem Zweiten Weltkrieg als entscheidenden Wendepunkt in der Klimakrise. Die »westliche große Beschleunigung« und später die »asiatische große Beschleunigung« führten zu einer massiven Steigerung der CO₂-Emissionen und verschärften die ökologischen und sozialen Ungleichheiten. Dabei betont er, dass die Klimakrise nicht das Ergebnis einer unausweichlichen historischen Logik ist, sondern das Resultat von konkreten historischen Entscheidungen und historisch situierten Problemverschiebungen darstellt (vgl. Aykut 2024). Sein Buch betont die Kontingenz, also Veränderbarkeit sozialer Ordnungen entlang von »critical junctures« und nimmt zugleich lange Zeiträume in den Blick.⁹

Die Soziologie orientiert sich in ihren Analysen von gesellschaftlichem Wandel tatsächlich im Allgemeinen zu stark am Schema Agency (von tendenziell ohnmächtigen Akteuren) vs. (anonyme wirkmächtige) Strukturen. Die Gegenüberstellung Ereignis vs. Struktur öffnet hingegen den Blick für mögliche Umschlagpunkte, die unvorhergesehen in strukturierte gesellschaftliche Prozesse intervenieren (Sewell 2005). Betont man die mögliche Dynamik von Ereignissen, hebt man auf unvorhersehbare Brüche, Krisen und Mobilisierungen ab: Klimakatastrophen, Protestbewegungen oder Technologiewenden können scheinbar festgefahrene Strukturen plötzlich aufbrechen.

Ursprünglich wurde Geschichtswissenschaft als Analyse von Ereignissen betrieben, was im Zuge des Aufschwungs der Sozialgeschichte mehr und mehr problematisiert wurde, so dass sich der Analyseschwerpunkt auf langfristige gesellschaftliche Strukturen verlagerte. In den letzten Jahren jedoch werden Ereignisse zunehmend als bedeutende Momente anerkannt, die bestehende Strukturen herausfordern und neue gesellschaftliche Entwicklungen auslösen können. Ereignisse können als Wendepunkte fungieren, in denen althergebrachte Strukturen

9 Für die Gegenwart fordert Wagner (2024) recht allgemein eine Rückgewinnung demokratischer Gestaltungskapazitäten und eine Abkehr von technokratischen Ansätzen. Er plädiert für einen öffentlichen Diskurs, der die Klimakrise als politisch gestaltbar begreift, und für die Stärkung staatlicher Handlungsfähigkeit.

in Frage gestellt und überdacht werden (Bösch 2020). So können sie eine Kraft entfalten, die Veränderungen forciert und neue soziale und politische Dynamiken generiert. Beispiele aus der Neueren Geschichte sind etwa Proteste wie im Pariser Mai 1968, Ereignisse wie 9/11 oder ereignishafte Prozesse wie die Covid-19-Pandemie. Lucian Hölscher (2002: 72) definiert das Ereignis entsprechend als »eine Begebenheit, die eine geschichtliche Veränderung herbeiführt« und »sinnbildend an der Entstehung einer Geschichte« mitwirke. Ereignisse stellen nicht einfach nur punktuelle Geschehnisse dar, sondern können tiefgreifende Auswirkungen auf soziale Strukturen und historische Prozesse haben (Sewell 2005). In Ereignissen verketten sich auf unvorhergesehene Weise Akteurskonstellationen und Entscheidungen mit einer spezifischen zeitlichen Sequenzialität.

Dies führt zu der Feststellung, dass es zwar unwahrscheinlich ist, dass eine tiefe Dekarbonisierung der Wirtschaft in den kommenden Jahren gelingt, es jedoch nicht per se unmöglich ist. Aus bisherigen Trajektorien des Handelns folgt nicht zwangsläufig eine Pfadabhängigkeit, die nicht abgebrochen werden könnte (während bedeutende Teile der Soziologie (etwa Nassehi 2024 und Blühdorn 2024) offenbar meinen, dass eingeschlagene Pfade wandlungsresistent sind). Oder einfach gesagt: Die Zukunft ist offen.

Zukünfte imaginieren

Der sozialwissenschaftliche Blick auf die gesellschaftlichen Vorwegnahmen der Zukunft ist entscheidend, wenn wir verstehen wollen, wie Gesellschaften mit den derzeitigen ökologischen Krisen umgehen können. In den letzten Jahren ist der Begriff der Imagination bzw. des sozialen Imaginären in den Sozial- und Kulturwissenschaften fruchtbar gemacht worden (vgl. Adams/Smith 2019). Damit wird der Tatsache Rechnung getragen, dass Individuen und Gruppen die aktuelle und die künftige Welt nicht nur kognitiv begreifen und sprachlich repräsentieren, sondern dass gerade Bilder, Vorstellungen, Stimmungen, Gefühle oder Erzählungen menschliches Denken und Handeln prägen. Durch Imaginationen reproduzieren sich einerseits Praktiken und Strukturen, zum anderen wird vorstellend Neues erschaffen. Dabei geht es nicht allein um neue Einsichten oder neues Wissen, da Imaginationen eine affektive und evaluative Seite haben, die mit kognitiven Dimensionen

verschmolzen sind (vgl. Adloff/Neckel 2019). Manche Zukunftsvorstellungen erscheinen einigen Gruppen affektiv und normativ relevant und selbstevident zu sein, andere blenden sie dagegen komplett aus, auch wenn »wissenschaftliche Evidenz« für sie spricht. In Imaginationen verknüpfen sich kognitive, evaluative und affektive Dimensionen zu attraktiven oder negativen Vorstellungswelten der Zukunft. Ständig begleitet das Soziale solch ein Überschuss an vorgestellter Realität und Zukunft. Die Deutung der Welt und der Zukunft ist »not expressed in theoretical terms, but is carried in images, stories, and legends«, betont der kanadische Philosoph Charles Taylor (2004: 23). Doch Imaginationen stehen nicht für sich allein, sie sind aufs Engste mit Praktiken und bestehenden Infrastrukturen verknüpft. Praktiken und Infrastrukturen tragen einen impliziten imaginären Sinn in sich, der von den Akteuren nicht explizit-propositional formuliert werden muss (Langenohl 2010).

So sind bspw. die Imaginationen einer ökologischen Modernisierung aus »sociotechnical imaginaries« (Jasanoff 2015) gespeist, in denen sich ökonomische mit technologischen Vorstellungen grünen Wachstums verbinden. Bereits etablierte technologische Infrastrukturen wirken als kulturelle Ressourcen, die politische und gesellschaftliche Vorstellungen von technologischen Innovationen prägen. Sie beeinflussen bspw., wie Risiken und Chancen neuer Technologien wahrgenommen und reguliert werden (Engels et al. 2020). Diese Imaginationen sind also keine frei flottierenden Zukunftsvisionen, sondern etablierte gesellschaftliche Deutungsmuster, die konkrete politische und technologische Entscheidungen lenken. So enthalten z.B. Szenarien zu verschiedenen Möglichkeiten einer Energiewende stets normative Annahmen über wünschenswerte Gesellschaftsformen. Während in Großbritannien Szenarien aus staatlichen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Kreisen häufig dem dominanten Mainstream-Narrativ (Technologiefixierung, Marktmechanismen, Wachstumslogik) folgen, entwickeln zivilgesellschaftliche Akteure oft radikalere Alternativen mit Fokus auf Degrowth, Gemeinwohlorientierung oder demokratischer Kontrolle (Longhurst/Chilvers 2019).¹⁰

10 Ein anderes Beispiel liefern die »Just Transition«-Instrumente der EU (Klüh et al. 2024). Sie beruhen auf zwei unterschiedlichen Zukunftsvorstellungen: Das »Impact Mitigation Imaginary« stellt einen konservativen Ansatz dar, der darauf abzielt, den sozioökonomischen Status quo zu erhalten und negative Auswirkungen der sozial-ökologischen Transformation abzumildern. Er verfügt über

Gesellschaftliche Akteure beziehen sich in ihren Handlungsentwürfen immer auch auf Bilder von der Zukunft, auf imaginäre Vorstellungen. Diese Sinnentwürfe reichen auch über die real-bestehende Gesellschaftsordnung hinaus. Über eine zukünftige andere Gesellschaft nachzudenken, bedeutet in der Fluchtlinie des griechisch-französischen Philosophen Cornelius Castoriadis (1984), neue gesellschaftliche Imaginationen zu entwickeln, andere Gesellschaftsentwürfe zu imaginieren und zu kreieren. Solche Imaginationen manifestieren sich in konkreten Praktiken. Man kann sie als eine »irreduzible transformative Kraft« beschreiben, die sich in einem »Andersmachen« realisiert (Alkemeyer/Buschmann 2019: 132) – also darin, dass Menschen Dinge bewusst anders gestalten, als es die vorherrschenden Strukturen nahelegen. Öko-Gemeinschaften bspw. sind in ihrem Handeln von einem »zukunftsbezogenen Imaginären anderer gesellschaftlicher Zustände und Verhältnisse« geprägt (ebd.: 133). Eine als besser erachtete Zukunft wird hier nicht nur imaginiert, sondern in gegenwärtigen Praxiskontexten erprobt und sichtbar gemacht. Solche Gemeinschaften verstehen sich als Kollektive, die durch horizontal-demokratische Prozesse alternative Formen des Zusammenlebens erproben – mit dem Ziel, transformativ-ideale der Zukunft praktisch schon im Hier und Jetzt erfahrbar zu machen.

Solche transformatorischen Praktiken sind in der Geschichte linker Bewegungen, speziell des Anarchismus, schon seit langem etabliert. Bekannt wurden sie durch den anarchistischen Anthropologen und Aktivisten David Graeber und die Occupy Wall Street Bewegung des Jahres 2011. Meistens werden sie heute unter dem Begriff der präfigurativen Politik diskutiert. Arturo Escobar (2022) spricht von pluriversalen präfigurativen Praktiken, die er von einer modernistischen linken Politik unterscheidet. Erstere setzen stärker auf Care, Interdependenz, Gemeinschaft und Autonomie und stellen bestehende Herrschaftspraktiken auch epistemisch und ontologisch in Frage. Alternative Praktiken oder »Welten« sollen in den Nischen bestehender Gesellschaften geschaffen werden, nicht mit dem Ziel, den Kapitalismus direkt her-

eigene finanzielle Mittel. Das »Social Justice Imaginary« ist ein progressiverer Ansatz, der während des Übergangs eine gerechtere Gesellschaft schaffen will, indem bestehende Ungleichheiten aktiv adressiert werden. Dessen Instrumente basieren auf weicher Steuerung ohne eigene Finanzierung.

auszufordern, sondern ihn durch den Aufbau von immer stärkeren Netzwerken von innen zu erodieren (Monticelli 2022).

Die mit solchen Projekten verbundenen Erwartungen können im Anschluss an Beckert (2018) als fiktional bezeichnet werden. Zukunftserwartungen sind keine eindeutigen Prognosen oder ausschließlich rationale Kalküle, sondern imaginäre Konstruktionen, die zukünftige Zustände und Entwicklungen vorwegnehmen und dadurch Handlungsfähigkeit und Koordination ermöglichen. Sie entstehen aus einer Vielzahl sozialer Quellen, etwa aus kulturellen Narrativen, institutionellen Rahmenbedingungen, Netzwerken, wissenschaftlichen Modellen und der jeweiligen gesellschaftlichen Position der Akteure. Da die Zukunft (auch im Hinblick auf den Klimawandel) offen ist, müssen Akteure mit Unsicherheiten und Unvorhersehbarkeiten umgehen, weshalb sie sich auf fiktionale Erwartungen stützen, um Handlungen und Strategien entwickeln, rechtfertigen und steuern zu können.

In der Praxis manifestieren sich diese Erwartungen bspw. in Klimavorhersagen, Zukunftsszenarien, politischen Narrativen wie »Green Growth« oder in apokalyptischen oder optimistischen Erzählungen über das Schicksal unseres Planeten. Solche Narrative sind zugleich performative Instrumente: Sie beeinflussen die Wahrnehmung, setzen Erwartungen und können dadurch tatsächliche gesellschaftliche Prozesse in Richtung einer ökologischeren oder einer weiterhin fossilen Zukunft lenken. Die Bedeutung dieser fiktionalen Erwartungen für die ökologischen Krisen liegt darin, dass sie nicht nur die Wahrnehmung der Dringlichkeit, die Priorisierung von Maßnahmen oder die Akzeptanz verschiedener Lösungsansätze beeinflussen, sondern auch selbst die Entwicklung der Zukunft mitgestalten. Positive oder negative Erwartungshaltungen können in die Umsetzung von Klimapolitik hineinwirken, etwa durch Investitionsentscheidungen, Verhaltensänderungen oder die Mobilisierung sozialer Bewegungen (Beckert/Bronk 2022). Imaginationen und Erwartungen bergen aber auch Gefahren in sich. Sie können unrealistisch sein, in die Irre führen und Enttäuschungen auslösen, wenn die erwartete Zukunft nicht eintritt. Dies gilt gleichermaßen für unrealistische Erwartungen einer baldigen großen Transformation wie auch für die Vorstellung, dass alles so bleiben kann, wie es ist.

Fazit

In diesem Kapitel ging es mir darum, den tiefgreifenden Konflikt zu erläutern zwischen den linearen Fortschrittserzählungen der Moderne und den pluralen, oft widersprüchlichen Zeitvorstellungen, die derzeit aus den ökologischen Krisen hervorgehen. Während der moderne Fortschritts Glaube auf unbegrenztes Wachstum und Externalisierung setzt, fordern wissenschaftliche und aktivistische Perspektiven ein langfristiges, planetarisches Denken – doch politische und wirtschaftliche Strukturen verharren in der kurzfristigen Logik des Präsentismus. Gesellschaftliche Felder wie Wirtschaft, Politik oder Recht sind – systemtheoretisch gesprochen – im Präsentismus gefangen, weil sie nur auf kurzfristige Störungen reagieren und über ihre Eigenzeiten der Problembearbeitung (z.B. über Wahlzyklen, Quartalsberichte, Rechtsmittel), die Zukunft als bloße Verlängerung ihrer Systemlogiken verstehen. Die planetare Krise ist nicht nur eine ökologische, sondern auch eine temporale Krise: nostalgische Retrotopien, Präsentismus und transformatorische Zukunftsentwürfe konkurrieren um Deutungshoheit. Notwendig wäre ein neues Zeitregime, das langfristige Verantwortung, planetare Rhythmen und soziale Gerechtigkeit integriert – doch in Sichtweite ist eine solche Integration nicht.

Als Ausweg erscheint mir eine strategische Bricolage: die Verknüpfung pragmatischer Kurzzeitmaßnahmen (ökologische Modernisierung) – die gleichwohl eine gewaltige Herausforderung darstellen – mit radikaleren Experimenten (Transformation), die auf eine alternative Gesellschaft abzielen. Entscheidend ist dabei, die Zukunft als offenen Horizont zu begreifen – geprägt von Kontingenz, pluralen kollektiven Imaginationen und der Möglichkeit, aus Krisen neue Handlungsmöglichkeiten zu schöpfen. Dabei sind Imaginationen und Erwartungen zentrale Treiber, da sie die gesellschaftliche Wahrnehmung der Zukunft formen und sie performativ hervorbringen. Die Herausforderung liegt darin, trotz ungewisser und gewiss auch extrem trüber Zukünfte handlungsfähig zu bleiben, ohne in fatalistische Untergangsszenarien oder technokratische Scheinlösungen zu verfallen. Letztlich geht es um eine temporale Demokratisierung: die Anerkennung verschiedener Zeithorizonte und die institutionelle Verankerung langfristigen Denkens – nicht als abstrakte Utopie, sondern als praktische Strategie des würdevollen, resilienten und gerechteren (Über-)Lebens im Anthropozän.